U-Topos Heimat und das dialektische Problem der Identität

Von *Klaus Kufeld*

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich will das Thema „Heimat“ zunächst philosophisch dekonstruieren, nämlich wie der Begriff als philosophische Kategorie bei Bloch behandelt wird; sodann werde ich das Thema erden und „Heimat“ auf den europäischen Kontext beziehen, um schließlich – und das ja fast unweigerlich – mit dem prekären Zustand des heutigen Europa eine hochaktuelle Frage zu touchieren.

I

Was ist „Heimat“? Der Begriff selbst ist veraltet, missbraucht, voller Spinnweben und brauner Flecken, durchtränkt von Blut und Boden. Aber in seiner Substanz ist er reich an Bedeutung, psychologisch und soziologisch. Der Begriff „Heimat“ wird reduziert auf starre Lebenswelt und abgrenzende Kultur. Von Heimat zu sprechen birgt außerdem eine nicht immer wünschenswerte Verengung auf Vergangenheit und Gegenwart, auf Herkunft und Kindheit, eine Retro-Spannung, die den Blick auf ihr utopisches Potenzial verstellt. Die eigentliche Spannung des Heimatbegriffs liegt aber zwischen den Koordinaten Herkunft und Ankunft, ist damit weniger „Ort“ als vielmehr Prozess – für die Identitätsbestimmung der Menschen bzw. Ethnien bzw. Kulturen. Deshalb wähle ich das Beispiel der Migration.

Ich behaupte, dass schon die (Arbeits-)Migranten sich im „gefühlten Exil“ befinden. Ihr Problem ist das Paradoxon der „freiwilligen Zwangsemigration“. Ich will damit sagen: sie sind in den meisten

Fällen gekommen, um zu arbeiten oder sich vor politischer Verfolgung zu schützen; sie sind in diesem Sinne nicht freiwillig in eine „Wahl-Heimat“ gekommen. Psychologisch und soziologisch bringen sie ihre Heimat ins Gastland mit. Heimat wird zum Kriterium, ob und wie Identität sich entwickeln kann im Spannungsfeld zwischen Vertriebenheit, Ausschluss, Beschämung, Verfolgung einerseits und Anerkennung, Integration, Bereicherung andererseits. Heimat wird zum U-Topos der Bewährung: der tendenzielle Verlust der Rückbindung zur Herkunft droht der Sinnverlust, wenn Heimat, neue Heimat nicht in zukunftsfähige Koordinaten gestellt wird. Die betroffenen Menschen haben ein Identitätsproblem.

Heimat als Herkunft ist kein neutraler Ort, sondern eine Metapher für Integration und Inklusion. Heimat ist eine konkrete Utopie, die den Mensch in die Zukunft antreibt. Der Philosoph Ernst Bloch ist der einzige, der den Heimatbegriff – wie auch die Hoffnung – überhaupt philosophiefähig macht, ihn dialektisch dekonstruiert, um ihn eschatologisch in den Prozess der Menschwerdung und der Humanisierung der Geschichte einzuordnen. Ich trage Ihnen das furiose Finale im „Prinzip Hoffnung“ vor:

> „Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.”[1]

Klingt es nicht paradox: die Genesis liegt nicht am Anfang, sondern am Ende? Bloch will uns bewusst machen, dass „die Welt nie fertig ist“, dass jedes Ziel zugleich ein Anfang und jedes Ende ein Anfang für ein Werden ist. Bloch steht hier als Marxist in enger Beziehung zum Christentum, genauer gesagt zum augustinischen Denken. Nur verlagert

[1] Ernst Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, GA Bd. 5, Frankfurt am Main 1959, 1628.

Bloch das Himmelreich auf die Erde und belegt uns mit Jesus' kämpferischer und aufsässiger Ethik, dass der Mensch auf Erden erst noch zu *werden* hat. Die Menschwerdung Gottes in Jesus ist bei Bloch dieser Weg der Prüfung und Erkenntnis.

> „Jesus setzte sich als Menschensohn in [das] Oben ein […]. Nicht den vorhandenen Menschen setzte er ein, sondern die Utopie eines Menschenmöglichen, dessen Kern und eschatologische Brüderlichkeit er vorgelebt hat."[2]

Dieser Grundgedanke führt uns zu Blochs ganz besonderem Verständnis von „Heimat". Heimat liegt nicht nur im Vergangenen vergraben, von dem wir uns mehr oder weniger entfernen, sondern Heimat liegt *vor uns*, worauf wir mehr oder weniger *zugehen*. Heimat ist die sozialutopische Metapher für eine humane Lebensform, ja Humanität schlechthin

An diesem Punkt ist das Herzstück der Blochschen Philosophie, das *Noch-Nicht* zu finden. Bloch verankert das Noch-Nicht-Sein existentialistisch in den drei Begriffen Trieb, Not und Staunen. Aus ihnen resultieren die Tagträume, die den Menschen über sein loßes Sein hinaus und ihn zu einem höheren, utopischen Bewusstsein von einer besseren Welt bringen. Das „Noch-Nicht" schließt Bloch mit der Kategorie Möglichkeit kurz, Möglichkeit als denkbares, erfüllbares „Kannsein" (nicht: „Könntesein)".[3] Es bedeutet schließlich, dass ich mein utopisches Denken auf Gegenwart und sogar auf Vergangenheit beziehen kann. Gegenbeispiel: ein Glück aus heiterem Himmel, wie ein Lottogewinn, hat nichts mit meiner Vergangenheit zu tun, aber Glück in Form meines Traumberufs oder einer guten Freundschaft und gelungenen Beziehung hat sehr wohl mit mir und meiner Vergangenheit zu tun, weil sie mit meinem gewordenen Verhalten, mit meinen gewordenen Einstellungen und mit meiner gewollten Wirkung korrespondieren. Triebkraft für die zu erfüllende Möglichkeit ist die Hoffnung, Hoffnung als Prinzip, weil sie uns existentiell antreibt, nicht

---

[2] Ebd., Bloch 1959, 1487

[3] Erläuternd hier: das Wort „kann" bzw. was „sein könnte" kommt nicht von „können" (*potentia*), sondern von *potentialitas*)

allein als Affekt, sondern als belehrbare Hoffnung: „docta spes“.

Es gibt, um den Bezug des „Noch-Nicht“ zu „Heimat“ gut zu verstehen, eine interessante Teil-Parallele in der Psychoanalyse von Sigmund Freud. Für Bloch steht das Unbewusste bei Freud für das „Nicht-Mehr“-Bewusste, nämlich was wir verdrängt und vergessen haben. Das Unbewusste betreffend sind wir sozusagen nicht mehr Herr unserer Handlungen, *dieses* Leben ist uns aus der Hand genommen. So ist es auch mit der Kindheit bzw. Kindheit-Heimat: wir können sie *nicht mehr* beeinflussen. Was Freud für Bloch hier völlig übersehen hat, ist die Zukunftsorientierung des Menschen. Es gibt nämlich schlicht keinen Menschen, der sich *nicht* mit der Frage des Morgen beschäftigt. Dem „Nicht-Mehr“ stellt Bloch deshalb das „Noch-Nicht“ zur Seite und bringt sie miteinander in Beziehung. Dann erst *wird* Heimat, „was allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war.“

Wir begreifen, dass Heimat zur Kunst der Konstruktion wird, der Konstruktion des Noch-Nicht – mit uns als Beteiligten. Dort, im Noch-Nicht, also dem utopischen Ort, ist der *erste* „mögliche Ort existentieller Selbstbegegnung“.[4] Denn immer erst in der Zukunft können wir wirklich zu uns selbst kommen.

Darin liegt auch das Probleme der Identität verborgen: „Heimat“ als ausdrucksstarke utopische Metapher und Chiffre zugleich, als permanente dialektische Rochade zwischen der eigenen Herkunft und dem Noch-Wohin findet ihren „Ort“ zwischen ihrem „archäologischen“ Gehalt (wie bei Foucault) und ihrem Zukunftspotenzial. Latenz und Tendenz zugleich zu sein, wird Heimat zum Entwicklungskonzept nach vorn. Auch wenn Heimat zunächst mit Orten verknüpft ist, Orten der Kindheit, dem Elternhaus, der heimischen Landschaft usw., müssen wir einsehen, dass diese in der Vergangenheit liegen. Wir können diese Orte in uns speichern, sie als Maßstab z.B. für unser Wertbewusstsein auslegen, aber festhalten können wir an ihnen nicht. Die Heimat-Orte haben sich in den Fluss des Lebens einzufügen. Nach Burghart Schmidt

[4] Manfred Riedel, Anfänge des utopischen Denkens. Ernst Blochs Vision vom europäischen „Vaterland der Zeit“, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, Heft 10, 1992, 1117.

ist der mit Heimat allein kompatible Begriff der einer „provisorischen Heimat“, als „ständige Bedingung von Neustarts“[5], also permanentes Ankommen-Wollen. Heimat wird als *fixer* Ort also aufgelöst, ohne ihn als Lebens- und Sinnkoordinate wirklich aufzugeben, und damit auf die Offenheit in der Zukunft ausgerichtet.

II

Mit anderen Worten steht Heimat im Wechselverhältnis von Rückbindung („religio“) und Tagtraum, von Realwirklichkeit und Wunschwirklichkeit. Ein interessantes Terrain ist hier die Exilliteratur, mit der wir erstaunliche Parallelen zur heutigen Flüchtlingsproblematik finden. Dort finden wir diese philosophische Dialektik zwischen *Heimat-Verlust* und *Heimat-Gewinn*. Ich habe den Konflikt zwischen dem Bleiben und Fortgehen in meinem München-Buch so beschrieben:

> „Die Heimat der Daheimgebliebenen staut sich in Schränken, Truhen, Kommoden, Alben und Kellern; ihr Gedächtnis hat einen Ort namens Idylle und ist nichts als Gegenwart. Die Heimat der Gegangenen ist in Koffern gelandet; ihr Gedächtnis ist im Herz gespeichert namens Sehnsucht und ist nichts als Zukunft.“[6]

Hier, im uneingelösten oder unerfüllten „Heimatgefühl“, machen wir einen kreativen „Zwischenraum“ aus, wovon auch große Teile der Exilliteratur handeln. Ich erläutere dies kurz am Beispiel Karl Wolfskehls. Wolfskehl, der vielleicht vielseitigste Schriftsteller im George-Kreis, schreibt in einem an seine Freunde und Helfer gerichteten offenen Brief „Absage an die Heimat“ (1946):

> „Diese Heimat hat (…) den deutschen Dichter verbannt, zum Landfremden, ja zum Urfeind gemacht, sein Wirken schändlich

---

[5] Burghart Schmidt, Ernst Bloch. Heimat – worin noch niemand war, in: *Der Blaue Reiter*, Ausgabe 23 (1/2007), 100. Näheres zur Rezeption des Bloch’schen Heimatbegriffs siehe z. B. Ders., *Am Jenseits zu Heimat. Gegen die herrschende Utopiefeindlichkeit im Dekonstruktiven*, Wien 1994, 173 ff. – Vertiefend siehe Klaus Kufeld, *Die Reise als Utopie. Ethische und politische Aspekte des Reisemotivs*, Wilhelm Fink Verlag, München 2010, 66 ff.

[6] Klaus Kufeld, *Mir san mir. München, Bayern und der Rest der Welt*, Corso Verlag, Hamburg 2011, 130f.

zerbrochen, sein Wort verschüttet.“[7]

Der Dichter „arrangiert“ sich mit dem Unsäglichen, indem er ihm den Rücken kehrt, aus Verzweiflung, aber auch in der einzigen Hoffnung auf Neues. Wolfskehl wendet sich von dem, was ihm Heimat war, vollständig ab. Er gibt die Hoffnung auf, weil ja auch die Wirklichkeit zeigt, dass die Geschichte nicht zu reparieren ist. Die Radikalabkehr macht ihn zum Abtrünnigen, der, nun fast erblindet und müde, seinen „Heimattraum“ schließlich in Neuseeland findet.[8] Das dichterische Schicksal zeigt uns, dass ein Bewusstsein von utopischer Heimat die Verklebung mit bloßer Herkunft verhindert und dass es die Kraft erzeugt, aus der Radikalkritik am Gegebenen Heimat als radikal neuen Ort hervorzubringen. Viele seiner Leidensgenossen finden diesen Ort im politischen Traum, für nicht wenige ist *das Schreiben* dieser mit einem Pathos aufgeladene Ort, alle verbindet sie die Treue zur Humanität.

Heimat spricht die Verwobenheit der Identität mit Herkunft an, die sozusagen passiv prägt, weil der dort hineingeborene Mensch zunächst nicht selbst gestalterischen Einfluss nehmen kann. Deshalb ist – wörtlich genommen – der „Rückblick“ darauf, „was allen in die Kindheit scheint“, eine Art feste Verortung, eine Wurzel, ein vertrauter Punkt in der Biographie. Rückt dieser Ort in weite Ferne, topisch und chronisch, droht er seinen Wert, Rückbindung zu sein, zu verlieren.

An dieser Stelle sind wir dem Thema der Exilliteratur – gestern wie heute – ganz nah. Entsprechend dem „Heimweh“, das Reisende nach einer gewissen Zeit dem Vertrauten gegenüber drückt, empfinden von Heimat Zwangsentfernte, Menschen im Asyl oder Exil, einen potenziellen *Totalverlust* von Heimat, der die Identität ins Wanken bringt. Es ist dann die empfundene *und* reflektierte Zwangsenteignung von Heimat. Die Wertigkeit von Heimat, bis dahin biographisch vielleicht unterschätzt, verändert sich. Die Exilliteratur während des

---

[7] Karl Wolfskehl, Absage an die Heimat“, in: Deutsche Literatur im Exil 1933-1945. Texte und Dokumente, Hg. von Michael Winkler, Reclam, Stuttgart 1977, 425.

[8] Ebd., 83.

Zweiten Weltkriegs ist insofern inwendig politische Literatur, als der subjektiv gefühlte Heimatverlust an widrige politische Verhältnisse gekoppelt ist, die diesen Verlust erst erzeugt haben. Somit wird aus Literatur eine Art geschriebenes Ferment, das den Verlust auszugleichen sucht, indem sie neue Qualität hervorbringt. Literatur, also Kunst, *ist* Heimat, weil sie zu dem „Ort" *wird*, wo der Künstler sich selbst treu bleiben kann. Das gilt umso mehr, je stärker sich der literarisch behandelte Stoff mit dem Bewahrungswürdigen der Wirklichkeit, nämlich den humanen politischen Verhältnissen, beschäftigt. Derart bleibt Heimat *als* Kunst und in der Kunst „unverlierbar", wie Carl Zuckmayer gesagt hat, übrigens ganz im Gegensatz zu allen ideologischen Systemen, denen Uwe Johnson gemäß das Zeug, Heimat zu sein, fehlt.

Alfred Polgars Ausspruch „Ich bin ein unheilbarer Europäer"[9] spricht für ein Vermissen der Heimat, *erst* wenn man das Heimische an ihr und Rückbindende zu ihr nicht mehr hat. Exil heißt hier Entfernung, aber mit dem Paradoxon, dass erst aus großer Ferne betrachtet Heimat merkwürdig nahe rückt. Fokussiert man andererseits Europa, indem man es etwa bereist, wird es *unsichtbar*. Hier zeigt sich schon das Relational-dialektische des Begriffs, worin sich erklärt, warum Schriftsteller, die gerade ein kritisches Verhältnis zur Heimat hatten, Heimat wieder neu sehen, weil potenziell verloren, womöglich für immer, entfremdet, beraubt – aber wiederfindbar. Der Wert, auch Stellenwert von Heimat ändert sich also mit der Erfahrung des Exils. Die Erfahrung, „kein Auswanderer, sondern ein *Ausgewichener*" (Manfred Riedel) zu sein, prägt den metaphysischen Stellenwert von „Heimat":

> „Der Vertriebene ist nicht entwurzelt, weil er sein Land wider Willen und ohne innere Notwendigkeit verlassen hat, er hängt noch mit ihm

[9] Heike Klapdor (Hg.): *Ich bin ein unheilbarer Europäer*. Briefe aus dem Exil von Thomas Mann, Alfred Polgar, Carl Zuckmayer, Max Ophüls u.v.a., Aufbau Verlag, Berlin 2007. Vgl. auch von Klaus Kufeld, „Das Projekt Europa zwischen Mythos und Vision", in: Ders. (Hg.), *Europa – Mythos und Heimat. Identität aus Kultur und Geschichte(n)*, Verlag Karl Alber, Freiburg/München 2006, 12.

zusammen. […] Das Spannungsfeld von Heimat und Fremde vermenschlicht den utopischen Gedanken und bindet ihn an die Zeit zurück.“[10]

Zukunft, wohin Heimat nun gehört, wird gewissermaßen zu einem Raum zwischen den Zeiten, zur Erfahrung der Ungleichzeitigkeit, zu einem Raum universaler Selbstbegegnung.

Dass Hoffnung enttäuscht werden könne, ja müsse, hat Bloch 1961 in seinem berühmten Vortrag an der Universität Tübingen[11], also nur zwei Jahre nach dem Erscheinen des *Prinzips Hoffnung*, aber durchaus retrospektiv auch im symbolischen, politischen Sinne gesagt. Vor seinem biographischen und politischen Hintergrund wird Blochs Schlussakkord „… worin noch niemand war: Heimat“ zu einer utopischen Metapher im Pathos des den Verlust kompensierenden Wiedergewinnens. Dieses Wiedergewinnen hat mit kreativen Inhalten zu tun. Bloch lässt im *Prinzip Hoffnung* beinahe keinen Bereich aus, in denen sich die „utopischen Stoffe“ für die „Dreams of a better Life“ (so der Arbeitstitel) begründen lassen. Sozialutopien, Kunst, geographische Utopien, Architektur, Religionen, alles, dem eine Ästhetik des Vor-Scheins[12] innewohnt, wird enzyklopädisch ausgebreitet, um der Hoffnung, dem einzigen Affekt des Menschen, der belehrbar ist, einen guten Nährboden zu geben. In der Ziellinie steht die Genesis „nicht am Anfang, sondern am Ende“.

III

Die Heimat-Suche, die Suche aus der Ortlosigkeit des Utopischen, sehe ich auch im heutigen modernen Europa. Ich will es ganz hart sagen: Europa ist ein vielstaatiges, uneinheitliches politisches Konstrukt geblieben, eine Baustelle. Trotz einer Nachkriegseuropapolitik, die sich

[10] Manfred Riedel, *Tradition und Utopie*, Frankfurt am Main 1994, 97.
[11] Ernst Bloch, Kann Hoffnung enttäuscht werden?, in: Ders. 1965.
[12] Näheres bei Gert Ueding (Hg.), *Ästhetik des Vor-Scheins*, Bd. 1 und 2, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1974.

eigentlich sehen lassen kann: Begründung der EWG mit den „Römischen Verträgen“ 1957, der Europäischen Union mit dem „Maastrichter Vertrag“ 1999, Europäische Währungsunion 1999, Verfassungsdebatte. Europas Geist ist von einer 2500 Jahre alten, phasenweise kohärenten Geschichte geprägt, was Europas Wesen auch zum Mythos macht. Was man spät, vielleicht allzu spät als Vorteil Europas zu sehen beginnt, ist zugleich seine Hypothek: seine kulturelle Diversität. Streng betrachtet bildet Europa bis heute ein Konglomerat von Nationalstaaten mit ihren jeweils „eigenen“ Identitäten und Selbstverständnissen, ihren „eigenen“ kulturgeschichtlichen Entwicklungen und ihren „eigenen“ politischen Entwicklungsprozessen. Die so genannte Osterweiterung, welche die Diskussion um eine (gemeinsame?) kulturgeschichtliche Tradition neu entfacht hat, hat den europäischen Prozess von heute eher wieder beschwert als erleichtert. Die Balkanvölker, die slawischen Ethnien, die Türkei, stehen sie für das gemeinsame Erbe und – wenn ja – stehen sie dafür ein und – wenn ja – zu welchem politischen und/oder wirtschaftlichen Preis? Ist es nicht auch geopolitisches Kalkül, das die Europapolitiker dazu „zwingt“, die Grenzziehung am Bosporus oder in Tallinn zu ziehen und nicht am Kaukasus? Welche Rolle spielt dabei der *European Dream*, mit geballter wirtschaftlicher Potenz und räumlicher Präsenz dem Allmachtsgebaren der USA und mittlerweile Chinas ein weltpolitisch relevantes Gegenmodell entgegen zu setzen? Oder sieht man gar nur einen zwingenden Nachholbedarf, indem man die durch den Eisernen Vorhang über Jahrzehnte vom europäischen Kern abgetrennten Völker wieder in das „europäische Haus“ heimholen möchte und dabei übersieht, dass Geschichte sich nicht zurückdrehen lässt? Und doch: Natürlich ist gegen das Ende des *Zeitalters der Extreme* (Eric J. Hobsbawm) in Europa ein neues, geläutertes Selbstbewusstsein gewachsen, das genügend Anlass und Berechtigung gibt, zu einem Geist von Einheit im Sinne eines neuen großen Ganzen zu kommen. Was bleibt – weil ungelöst und weil überhaupt schwer lösbar –, ist das Problem der Identität. Ich nenne das ein sozialpsychologisches Problem. Meines Wissens ist diese Einordnung nahezu unbekannt und

unberücksichtigt. Europa ist wie der heutige Mensch: „Er pflegt seinen Körper, seine Gesundheit, kümmert sich um sein Vermögen und dessen Vermehrung und vergißt dabei die eigene Spiritualität und infolgedessen die ‚Pflege der Seele'".[13] Jacques Delors Diktum „Europa eine Seele geben"[14], zeigt uns aber, wie wenig die psychologische Dimension des europäischen Projekts aufs Korn genommen wird.

In Abwandlung eines berühmten Zitats von Max Frisch könnte man sagen: Wir haben neue Mitgliedstaaten geholt, aber gekommen sind Kulturen, und mit ihnen Menschen mit ihrer Geschichte und ihren Geschichten. Trotzdem ist mit Adolf Muschg die Frage „Was ist europäisch?"[15] so aktuelle wie ungelöst. Das Problem besteht darin, ob und wie die französische Identität ebenso wie die deutsche wie auch die finnische und die polnische Identität sich *zugleich* als europäische Identität verstehen; ob und wie Europa ein gemeinsames Gefühl, einen *common sense* darstellt; ob und wie nicht auch der Religion – wie T.S. Eliot bemerkt hat – die Rolle der dominierenden Kraft bei der Schaffung einer gemeinsamen Kultur unter Völkern zukommt.[16] Jedoch soll das Wesen Europas immer diversiv bleiben dürfen. Homogenität bzw. Einheit ist eine große Illusion. Nichts kann homogen werden – so meine These –, was diversiv entstanden ist. Es geht darum, Kulturbrücken zu bauen, und nicht so zu tun, als könnten Flüsse zwischen den Ufern verschwinden.

Was Ernst Bloch mit „Heimat" bezeichnet hat, sollte für Europa derart zutreffen, dass Europa als Heimat – für die Menschen, die sich schließlich als Europäer fühlen sollen – neu erfunden werden sollte und keinesfalls das „Alte Europa" bleiben kann.[17] Und doch: Der „Mythos"

---

[13] Giovanni Reale, Kulturelle und geistige Wurzeln Europas. Für eine Wiedergeburt des „europäischen Menschen", Paderborn 2004, S. 145.
[14] s. den Essay von Volker Hassemer, „Europa eine Seele geben" – Städte und Regionen als europäische Akteure, in diesem Band.
[15] Adolf Muschg, Was ist europäisch? Reden für einen gastlichen Erdteil, Krupp-Vorlesungen, Bd. 5., Hg. Jörn Rüsen, C.H. Beck Verlag, München 2005; daraus ist der Vortrag „Europa: Das Fest, der Tod und die Andern" in diesem Band abgedruckt.
[16] T.S. Eliot, zit. nach Giovanni Reale, a.a.O., S. 147.
[17] s. meinen Beitrag „Heimat, neu erfunden", in: Die Rheinpfalz, 9. Januar 2006.

an Europa, also das essenziell, geschichtlich und kulturell Verbindende, auch die „unerledigte Vergangenheit“ (Ernst Bloch), wäre dabei der *psychologische Faktor*, die Antriebskraft für den Einigungsprozess.

IV

Wir sind jetzt – ich kündigte es an – unweigerlich auch bei der heutigen Flüchtlingsproblematik. Die sich zu einer gigantischen Völkerwanderung auswachsen wird. Völkerwanderungen waren in der Sozialgeschichte nie freiwillig, sondern existentiell veranlasst: Flucht vor Hunger, Flucht vor Verfolgung, Flucht vor Krieg. Aber wo gehen diese Migrierenden hin und mit welchen Hoffnungen? Dass allein in 2015 340 Brandanschläge auf Flüchtlingsheime verübt wurden, zeigt die Enttäuschbarkeit von Hoffnung. Was ist dann „Heimat“ für einen Syrer, der sein zerstörtes Land verlässt, über die Türkei nach Kos kommt und im Traumland Europa ankommt. Hier zeigt sich am dramatischsten, dass der Heimatbegriff ein Zukunftsbegriff ist. Was hier „in die Kindheit scheint“, ist schwere Hypothek. Der bei Bloch positiv aufgeladene dialektische Heimatbegriff kommt ins Wanken, kann aber philosophisch aufrechterhalten bleiben. Hoffnung, die mit Verzweiflung vermischt ist, bleibt nämlich immer noch Hoffnung.

© Klaus Kufeld 2015